

Heartbreaker

Viktoria Christans

Über das Buch:

Nach dem Tod ihrer großen Schwester glaubt die 17-jährige Hope nicht daran, jemals wieder aus ihrem tristen Alltag herauszukommen und glücklich zu werden. Da ist es purer Zufall, dass ihr der durchaus charmante Möchtegern-Badboy Elias über den Weg läuft, der ihre Ansichten teilt und bei dem sie zum ersten Mal nicht das Gefühl hat, sich nicht für ihre Empfindungen rechtfertigen zu müssen.

Hingegen der Rivalität zwischen Hope und Elias' tollwütiger Exfreundin scheinen sich ihre Herzen miteinander zu verweben, sie halten sich gegenseitig fest und geben sich Kraft. Doch als Hope auf ein Geheimnis rund um den Tod ihrer Schwester stößt, keimen Zweifel in ihr auf. War es Schicksal, dass sie und Elias sich kennengelernt haben? Und, viel wichtiger, wer garantiert Hope, dass er ihr Herz wieder zusammenklebt, wo es doch bereits in Millionen von Scherben zersprungen ist?

Viktoria Christians, 1999 geboren, lebt eigentlich schon seit dem sie denken kann mehr oder weniger in ihren Fantasiewelten als in der Realität. Inzwischen schreibt sie für den Sweek-Blog und hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihr Wissen über das Schreiben mit anderen Jungautoren zu teilen und sie auf ihrem Weg zu unterstützen. Wenn sie nicht gerade ihrer Leidenschaft fürs Poetry Slammen oder ihrer Kaffee-Sucht nachgeht, widmet sie sich vor allem ihrer Familie und ihren Freunden – und nicht zuletzt ihren Charakteren, die für sie quasi zur Familie gehören.

Autor: Viktoria Christians

Coverdesign: Laura und Sophia vom SWEET-Team

ISBN: 9789463670302

Originalausgabe 2019 © Viktoria Christians

*Für alle,
die schon einmal gefallen
und wieder aufgestanden sind*

♥ Prolog ♥

Beinahe schon panisch laufe ich in dem kleinen Zimmer auf und ab. Meine Wangen sind heiß, mein Atem geht mir nur stoßweise über die Lippen und meine Handflächen sind kalt und schwitzig. In meinem Kopf wirbeln die Gedanken umher wie kleine Puzzlestücke, die sich einfach nicht zu einem klaren Bild zusammensetzen lassen wollen. Nach Luft ringend bleibe ich vor einem großen, altmodischen Ohrensessel stehen und lehne mich gegen eine der Armlehnen. So eine Panikattacke hatte ich schon lange nicht mehr, weshalb es mir schwer fällt, mich zu beruhigen.

Vor den Fenstern hängen bodenlange, goldene Gardinen und trotzdem fällt genug Sonnenlicht herein, um den Kleidersack, der vor dem Spiegel hängt, deutlich in Szene zu setzen.

Das Kleid ist aus der kleinen Boutique, in die Vivian Caroline und mich früher immer geschleppt hatte, um Kleider für Weihnachten und Ostern zu kaufen und die so tailliert geschnitten sind, dass man nicht einmal einen Schluck Wasser trinken darf, wenn man will, dass sie auch noch im Sitzen passen. So ein Kleid muss ich gleich anziehen. Gleich muss ich das Kleid anziehen, den Mittelgang der Kirche entlang laufen und vor hunderten von Menschen sprechen. Ich bin tierisch nervös, habe die ganze Nacht nicht geschlafen und würde am liebsten sofort wieder gehen und mich vor diesem Tag verstecken. Die ganzen Menschen werden mich erschrecken. Sie werden mich ablenken, sodass ich mich nicht auf mich konzentrieren kann.

Aber heute soll der glücklichste Tag meines ganzen Lebens werden. Ich werde in einem wunderschönen Kleid in der Kirche stehen, werde die ganze Zeit bei dem Mann sein, den ich liebe und mit meinen Freunden feiern und trotzdem fühle ich mich, als müsse ich jeden Augenblick kotzen. Ich bin so unruhig und aufgeregt, dass ich keinen klaren Gedanken fassen kann, dabei denke ich doch nur, dass heute der glücklichste Tag meines Lebens werden soll.

Ich bin durch die Hölle gegangen, bin von einem emotionalen Drama in das Nächste gestolpert und mein Leben ist das reinste Chaos, aber *heute soll verdammt noch mal der glücklichste Tag in meinem Leben werden.*

Ich kann keine kalten Füße bekommen.

Nein, ich *darf* es nicht.

Da geht plötzlich die Tür auf und Lilly platzt in das Hotelzimmer und wischt sich die Mascarareste von ihren Wangen.

Sofort springe ich auf. Ich sehe in ihrem Blick, dass es ihr genauso geht wie mir.

»Nicht weinen«, sage ich und nehme sie in den Arm. Sie bekommt kaum Luft, hyperventiliert vor Nervosität und ihre Lippen zittern.

»Ich kann das nicht, Hope«, schluchzt sie. »Die ganzen Leute, die uns anstarren werden... Ich glaube, du musst ohne mich da durch.«

»Oh nein, das kommt gar nicht in Frage!«, sage ich entsetzt. »Lass mich jetzt bloß nicht hängen. Wir ziehen das zusammen durch, schon vergessen?«

Sie nimmt einen gefassten Atemzug und lächelt mich mit ihrem typischen Lilly-Lächeln an, bei dem sie immer nur einen Mundwinkel hochzieht und trotzdem über das ganze Gesicht strahlt.

»Tja... Reingelegt«, lacht sie und knufft mich in die Seite. »Wollte nur sehen, ob dein Entschluss noch steht.«

Ich sehe sie genervt an und kann nicht fassen, dass ich auf einen ihrer Tricks hereingefallen bin.

»Das ist nicht witzig«, entgegne ich und verschränke die Arme vor der Brust. »Du hast mich zu Tode erschreckt! Wolltest du, dass ich als Zombie durch die Kirche gehe? Sowas wie eine Party-Attraktion oder so?« Jetzt bin ich nur noch nervös und aufgeregt, aber Angst habe ich keine mehr. Die Panikattacke ist genauso schnell verflogen, wie sie gekommen ist. Kurz hat sie mich an eine alte Bekannte erinnert, an eine Hope, die ich einmal gewesen war.

Da wird die Tür plötzlich wieder aufgerissen und Elias platzt herein. Mit vor seiner muskulösen Brust verschränkten Armen sieht er mich an, seine tiefgrünen Augen funkeln voller Verachtung. Seine Reaktion versetzt mir einen Stich.

»Kommst du, Lilly? Du musst mir meine Krawatte noch geben. Und *du* solltest dich besser umziehen.«

Grimmig nickt er in Richtung meines Kleides und donnert dann die Tür hinter sich ins Schloss. Lilly wirft mir einen mitleidigen Blick zu.

»Was ist dem denn für eine Laus über die Leber gelaufen?«, fragt sie an mich gerichtet.

Ich seufze und fahre mir mit der Hand über die Stirn. Meine Fingerspitzen fangen an zu jucken, am liebsten würde ich mir mit ihnen über die Arme fahren, aber das habe ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gemacht und werde es auch nie wieder tun. Das war etwas, das die

alte Hope gemacht hätte. Aber ich bin nicht mehr die alte Hope. Ich bin die neue Hope, die, die sich nicht mehr davon unterkriegen lässt.

»Vergiss es. Vermutlich hat er seine Tage oder so. Oder er ist so angepisst, weil er mich sehen musste.«

Bei dem Gedanken daran, dass er mich nicht mehr sehen will, schmerzt mir das Herz. Lilly lächelt mich nur aufmunternd an und geht in Richtung Tür. Sie ist genauso aufgeregt wie ich.

»Wir sehen uns vorm Altar, Süße«, zwinkert sie mir zu, geht und lässt mich mit meinen Schuldgefühlen allein. Seufzend drehe ich mich wieder zurück zu dem Spiegel.

Natürlich ist Elias sauer auf mich.

Aber er ist auch mein Heartbreaker und diese Tatsache wird uns für immer verbinden.

Während ich mein Kleid aus dem Kleidersack hole, sehe ich sein blödes Grinsen vor mir, als er mich wegen dieser Zeitungsgeschichte ausgelacht und mir somit den Tag vermietet hat. Ich hatte ja von Anfang an gewusst, dass diese Geschichte kein gutes Ende nehmen würde.

♥ 1 – Erster Herzschlag ♥

Einige Jahre früher

Mit einem lauten Knall klatschte mir die Zeitung ins Gesicht.

Unerwartet und plötzlich flatterte sie vor mir her, nur um sich mit einem lauten »Wusch« in mein Gesicht zu setzen. Sie lachte mich eiskalt aus, diese blöde Zeitung.

Etwas, das ich absolut null gebrauchen konnte und mein Selbstwertgefühl noch mal eine Etage tiefer sinken ließ.

Hastig fuhr ich mit den Fingern über mein in Zeitung eingewickelter Gesicht. Das nasse, klebrige Papier raubte mir den Atem und es stank widerlich nach Druckerschwärze und alten Klamotten. Doch meine Finger zitterten so stark, dass ich die verflixten Blätter nicht von meinem Kopf bekam. Langsam wurde ich panisch, während ich gegen die Zeitung atmete.

Wie sah das denn bitteschön aus? Meine Freunde hätten mich ausgelacht, wenn sie erfuhren, dass ich unter einer Zeitung erstickte. Aber Moment mal. Ich hatte ja keine Freunde... Zumindest nicht mehr.

Erbarmungslos prasselte der Regen auf mich ein und machte es mir nur noch schwerer, die Zeitung von meinem Kopf zu bekommen. Wie ein Blinder taumelte ich über die verlassene Straße, die Arme weit ausgestreckt, so als würde ich schlafwandeln. Sah nichts außer verlaufenes Schwarz und durchnässtes Weiß. Eigentlich sah es ganz schön aus, diese verlaufenen Farben... Bestimmt gab ich einen sehr guten Zombie ab, falls es irgendwann mal zu einer Apokalypse käme.

Doch bevor ich mich in der Schönheit der nassen Zeitung auf meinem Gesicht verlieren konnte, prallte mein Fuß gegen irgendetwas Hartes. Ein höllischer Schmerz durchfuhr meine mittlerweile fast schon abgefrorenen Zehen und jagte mein Bein herauf. Ich jaulte auf und fing an, lauthals zu fluchen, während ich den Halt verlor, vorne über kippte und dabei wie wild mit den Armen ums Gleichgewicht ruderte.

Super, echt super. Das hatte ich Koordinations-Ass ja mal wieder echt gut hinbekommen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn es schon am nächsten Tag ein neues, peinliches Video auf YouTube damit gegeben hätte. Meine Vorstellung hier war mit Sicherheit Oscarreif.

Hart schlug ich auf dem Asphalt auf und konnte mich grade so mit den Ellenbogen abfangen, um nicht mit dem Kopf auf den Boden zu knallen. Binnen weniger Sekunden waren meine Kleider vollkommen durchweicht. Während ich da so im strömenden Regen auf dem Boden lag, mit einer nassen Zeitung im Gesicht und fluchend, überfiel mich triefendes Selbstmitleid, das durch meine Adern rauschte und mein Herz wild zum Schlagen brachte. Ein dicker, fetter Kloß bildete sich in meinem Hals und trieb mir die Tränen in die Augen.

Zitternd setzte ich mich auf und versuchte hektisch, die nassen Blätter von meinem Kopf zu ziehen. Endlich gelang es mir, eine kleine Ecke zu fassen zu bekommen und das Papier von meinem Gesicht zu reißen. Sobald sie weg waren, schnappte ich nach Luft und schluckte die Tränen herunter. Ich konnte es mir nicht leisten zu heulen. Nicht heute. Generell niemals. Und trotzdem tat ich es immer und immer wieder.

Mein Blick fiel auf mein Knie. Die Hose war zerrissen und der Riss von Blut umrandet, während die Schürfwunde mich fett angrinste. Heute war wirklich nicht mein Tag. Absolut nicht.

Fluchend wollte ich mich vom Bordstein hochdrücken, doch da rutschten meine Finger von dem glitschigen Stein ab und ich landete wieder wie ein nasser Sack Mehl auf dem Boden. Ein pochender Schmerz durchzuckte mich und lähmte meinen ganzen Körper, während tiefe, brodelnde Wut in meiner Brust aufstieg und mich von innen heraus mit ihrer Hitze wärmte.

»Heute ist wohl echt nicht dein Tag, was?«

Mit einem lauten Krach brach die letzte Halterung meiner inneren Wut wie ein Stausee und so floss die brodelnde Lava in mein Herz und zog es schmerzvoll zusammen. Grimmig wandte ich den Kopf und blinzelte gegen den Regen an.

»Was geht dich das an?«, schnauzte ich und ballte meine Hände zu Fäusten.

Vor mir stand ein hochgewachsener, ziemlich sportlich aussehender Typ in Lederjacke, wahrscheinlich freiwillig zerrissener Jeans und grinste mich spöttisch an. Verdammter Mist. Das Schicksal meinte es echt gut mit mir heute. Nicht.

Wutentbrannt seufzte ich, um nicht die Beherrschung zu verlieren. Reg dich ab, sagte ich mir. Genau das hätte ihm auch passieren können. Doch ich hatte das Gefühl, dass sie mich anlögte, meine innere Stimme. Da hörte ich, wie er ein paar Schritte auf mich zu trat.

»Komm, ich helfe dir«, lachte er und hielt mir seine Hand hin. Mein Blick brannte sich in seine Finger. Mir fiel auf, dass die kleinen zarten Regentropfen unglaublich schön auf seiner gebräunten Haut aussahen. Fast wie Glitzer auf Samt, fast, wie sich brechendes Sonnenlicht in einem Edelstein.

Verdammt, was stimmt nur nicht mit dir? Halluzinierte ich jetzt auch noch?

Ich schluckte. »Danke«, murmelte ich vor mich her und schob seine Hand weg. »Danke, aber ich brauche keine Hilfe. Ich komme gut allein klar.«

Ja, natürlich. Und morgen wurde ich die Königin von Deutschland.

Vielleicht sagte ich das mehr zu mir selbst, als zu ihm. Um nicht die Beherrschung zu verlieren. Um mich selbst davon zu überzeugen. Da lachte der Junge plötzlich schallend auf. Es war ein schönes Lachen, herzlich und wahr, nicht so gekünstelt wie das der anderen, die sich sonst über mich lustig machten.

»Du kommst allein klar, so so.« Er schob seine Zunge zwischen die Zähne und machte eine Fratze. »Das will ich sehen.« Er bekam sich fast gar nicht mehr ein vor Lachen und schien sich hervorragend über mich zu amüsieren. Langsam wurde aus der brodelnden Wut kochender Zorn, der durch meine Adern schoss und meinen Körper zum Glühen brachte.

»Ach, halt doch den Mund!«, fauchte ich und sprang mit einem Ruck auf. Dabei knackten meine Knie fürchterlich und ich wurde von einem stechenden, brennenden Schmerz heimgesucht. Erst, als ich schon stand und verwundert das Gesicht verzog, fiel mir mein blutendes Knie wieder ein. Der Junge prustete bei meiner Grimasse wieder los und kugelte sich fast vor Lachen, was mich noch viel wütender machte. Ich war doch keine Comedy-Show! Was bildete sich dieser Möchtegern eigentlich ein?

Für Gewöhnlich tat ich so etwas nicht und ich wusste auch, dass er nur auf meine, nein, auf *diese*, Reaktion gewartet hatte, doch trotzdem konnte ich nicht anders. Heute war halt ein ziemlich außergewöhnlich schlechter Tag und an solchen Tagen durfte man, meiner Meinung nach, auch zu besonders außergewöhnlichen Taten greifen.

»Du findest das also lustig, was?«, zischte ich und sah zu ihm herunter. Seine Hände hatte er vor Lachen auf die Knie gestützt und mit hochrotem Kopf blickte er zu mir hoch und nickte lachend.

»Jaja«, grinste er, wobei seine Stimme schrill und heiser klang. »Du hättest dich mal sehen sollen, wie du da lang gewatschelt bist.«

Prüfend legte ich den Kopf schief und kniff die Augen zusammen und meine Arme verschränkten sich wie von selbst vor meiner Brust. In mir drin wurde es voller und voller. Ich wollte schreien. Ich wollte aus mir ausbrechen. Ich wollte diese verdammte Wut aus mir raus lassen.

Plötzlich konnte ich nicht anders. Ehe der Typ oder auch nur ich einen Plan davon hatte, was ich da überhaupt tat, sprang ich ruckartig wie ein Löwe zum Angriff auf ihn zu und schubste ihn weg. Irritiert stolperte der Junge einige Schritte nach hinten und hob abwehrend die Hände.

»Hey...«, setzte er an, doch ich ließ ihn erst gar nicht zu Wort kommen. Aus mir sprach die Wut, die sich schon viel zu lange aufgestaut hatte.

»Wie findest du das, hm?«

Zornig schlug ich gegen seine Schulter, immer und immer wieder. Jetzt, wo er stand, reichte ich ihm knapp bis unters Kinn. Unter seinem dunklen, nassen Shirt konnte ich deutlich seine Muskeln sehen, über denen sich der Stoff spannte und die bei jeder seiner Bewegungen fröhlich vor sich hin tanzten. Schlagartig erinnerte ich mich an meinen Exfreund Paul und daran, wie fest er mich nachts immer gehalten hatte, damit ich nicht aus dem Bett fiel. Ich musste daran denken, dass ich wahrscheinlich nie wieder in so einer Umarmung einschlafen werden würde, dicht aneinander gekuschelt, den Herzschlag des anderen spürend.

Die unterschiedlichsten Gefühle konkurrierten in meinem Bauch, Wut schmiss die altbekannte Trauer in eine Ecke, während Eifersucht auf Scham einprügelte. Je tiefer ich in dem plötzlichen Selbstmitleid, dem Schwere-Runterzieh-Gefühl versank, desto schwächer wurden meine Schläge gegen seine Schulter. Schließlich stand ich keuchend vor ihm und wischte mir den Regen aus dem Gesicht. Oder waren es vielleicht Tränen?

»Geht's wieder?«

Irritiert blickte ich ihn an. Er schien überhaupt nicht wütend zu sein, oder verwirrt oder sowas. Nein, viel mehr war er besorgt. Seine tiefgrünen Augen funkelten auf eine Art, die mein kaputter Verstand als Verständnisvoll auffasste. Vorsichtig hob er eine Hand auf die Höhe meines Gesichts, ließ sie dann aber auf halbem Wege sinken, als hätte man ihm die Batterien entnommen, das, was ihm seine Energie gab. Resigniert schaute ich auf meine Füße und nickte. Sobald ich mein blutendes Knie sah, zerbrach etwas in mir. Es fühlte sich so an, als stünde ich unter Druck von der ganzen Traurigkeit und suchte verzweifelt nach einem Loch. Für einen kurzen Moment fiel mir das Atmen schwer und ich zog die Schultern nach oben, um mich ganz klein zu machen. Am liebsten

wollte ich mich in mein Bett verkriechen und nie, nie wieder raus kommen.

»Ich... es tut mir Leid!«, stammelte ich in Richtung meiner Füße, weil ich das Gefühl hatte, etwas sagen zu müssen. Mein Gesicht erhitze sich so schnell wie die Kochplatten eines Gasherds.

»Ist doch alles in Ordnung. Ich hätte nicht lachen, sondern ernst bleiben sollen«, entgegnete der Typ ruhig. Seine Stimme klang aufrichtig und ehrlich. Zu meiner größten Verwunderung glaubte ich ihm sogar.

»Du hättest dich immerhin ernsthaft verletzen können.«

Noch immer seinem Blick ausweichend zuckte ich nur mit den Schultern. Himmel war das peinlich. Zum Glück musste ich diesen Kerl nie wieder sehen. Flüchtig warf ich einen Blick auf meine Armbanduhr und stellte mit Erschrecken fest, dass ich nur noch fünf Minuten Zeit hatte, um zu meinem Termin zu kommen.

»Ich glaube, ich muss los«, beeilte ich mich deshalb zu sagen. Meine Stimme zitterte, als ich versuchte, aus dieser mehr als unangenehmen Situation zu entfliehen. Kurz wagte ich einen Blick in das schmale, kantige Gesicht des Jungen, dessen hellbraunes nasses Haar ihm in die Stirn hing und aus dem kleine Regentropfen auf seine Nase fielen. Mir war noch nie aufgefallen, dass Nasen so sexy sein konnten...

»Dann solltest du das tun«, meinte der Junge und wirkte schlagartig distanziert, so als hätte meine schlechte Laune auf ihn abgefärbt. Da hatte wohl jemand ordentliche Stimmungsschwankungen. Aber vielleicht war ihm gerade auch erst in den Sinn gekommen, dass ich ja irre sein könnte.

»Ja dann... dann tu ich das wohl besser mal.«

Wow, was war ich mal wieder ein Ass, was die Schlagfertigkeit anging. Ich drehte mich auf dem Absatz um, sah, wie die Welt an mir vorbei flog, und marschierte durch die Pfützen, weit weg von dem Jungen. Ich hatte ihn schon fast aus meinen Gedanken verdrängt, als ich plötzlich seine Stimme zu mir herüber schallen hörte.

»Hey, warte mal, Schätzchen!«

Verwirrt drehte ich mich um und sah, wie er mir mit einer Tasche hinterher winkte. Im ersten Moment wollte ich ihn beinahe für seinen guten Geschmack beneiden, aber dann fiel mir auf, dass das nicht *seine*, sondern *meine* Handtasche war, die er da wie ein Bekloppter von einer Seite zur anderen schleuderte. Schließlich rannte er so geschmeidig wie eine Katze auf mich zu und kam kurz vor mir zum Stehen.

»Ich glaube, die hier hast du vergessen«, lachte er und hielt mir das Ledertäschchen hin. Geräuschvoll atmete ich aus.

»Danke. Vielleicht solltest du Detektiv werden, bei deinem Spürsinn.«

Meine Stimme war nicht mehr als ein nervöses Flüstern, aber er hatte meine Worte trotzdem gehört. Erst jetzt, wenige Sekunden später, fiel mir auf, was ich da überhaupt von mir gegeben hatte. Um die Mundwinkel des Jungen herum zuckte es verräterisch und um seine Augen bildeten sich kleine Lachfältchen. Keine Frage, er amüsierte sich köstlich über mich. Wahrscheinlich würde er gleich erst mal seinen supersüßen Model-Kumpels schreiben, was für ein verpeiltes, seltsames Mädchen er auf der Straße getroffen hatte. Wahrscheinlich war er eben genau dieser typische Bad Boy, der sich über alles und jeden lustig machte, ständig dumme Sprüche brachte und dachte, dass er auch noch cool sei.

Gut, dass er nicht wusste, wo ich hin wollte. Wobei er mich bestimmt schon als Wahnsinnige vermerkt hatte.

Ich warf ihm ein peinlich berührtes Grinsen zu, womit ich mit Sicherheit aussah, als hätte ich gekifft, und schnappte mir meine Tasche. Hauptsache, ich kam hier endlich weg.

»Ehrlich jetzt. Danke«, sagte ich noch mal und meinte es auch so. Dann drehte ich mich um und lief durch die nassen Straßen, ohne mich noch mal zu Mr. Möchtegern umzusehen.

»Sehr schön, Hope, dann schließen wir hier jetzt die Sitzung. Sollten sich gewisse Komplikationen ergeben, kannst du natürlich jederzeit durchklingeln«, lächelte Evke und schob sich ihre Nerdbrille nach oben, während sie mit dem Kuli irgendwelche Notizen in meine Akte schrieb. Sobald sie wegsah, wischte ich mir das Lächeln von den Lippen und stand grimmig auf. Evke war eine Freundin meiner Mutter und seit gut einem Jahr meine Psychologin. Ich konnte sie einfach nicht ausstehen. Immer wenn ich sie sah, überfiel mich aus heiterem Himmel eine tiefgründige Wut, kombiniert mit dem unangenehmen Verlangen, auf der Stelle einen Mord zu begehen. Wobei das vermutlich auf Gegenseitigkeit beruhte.

Seit dem die Sache mit meiner Schwester passiert war, hatte unser Familienverhältnis sich von *angeknackst* zu *zerbrochen* entwickelt, und das binnen weniger Sekunden. Seit dem hatte ich bereits die Vermutung, dass sich Evke nur so sehr um mich bemühte, um meinen Vater glücklich zu machen und nicht, um meiner Mutter eine gute Freundin zu sein.

»Ja klar. Werde ich machen«, murmelte ich mit einem sarkastischen Unterton in der Stimme. Evke war mit Sicherheit die letzte Person, die ich angerufen hätte. Eher noch hätte ich mich mit meinem Vater in sein Arbeitszimmer verkrochen und mich bei ihm ausgeheult.

Die ganze Sitzung über war ich angespannt gewesen und hatte an meinen Fingernägeln geknibbelt, bis mein Daumen blutete. Evke hatte das gekonnt übersehen und war nicht weiter auf meine merkliche Anspannung eingegangen, sondern hatte versucht, sich mehr auf meine Flashbacks und ihre Ursache zu konzentrieren. Aber während ich jetzt aus ihrem Zimmer ging fragte ich mich, warum ich eigentlich so wütend und angespannt war.

Erst der Streit mit meiner Mutter, dann der Besuch bei Caroline, die nasse Zeitung im Gesicht und dann noch die oberpeinliche Begegnung mit Mr. Möchtegern-Bad Boy und seinen dummen Sprüchen. Weil ich aus Erfahrung wusste, dass ich gerne mal in tiefere Gedankennetze abrutschte und dabei immer irgendwo gegenlief, blieb ich in dem Türrahmen zwischen dem Flur und dem leeren Wartezimmer stehen und lehnte meine Schläfe gegen das kühle Holz, um klarer denken zu können. Ich war wirklich nicht scharf darauf, gegen den Vogelkäfig des kleinen Kanarienvogels Carl zu donnern, der in dem kleinen Wartebereich vor einem großen Fenster stand.

Meine Gedanken schweiften ab zu heute Morgen, auf der Suche nach meinem Problem. Hätte meine Mutter sich nicht so furchtbar über meine zu laute Musik beschwert, wäre ich nicht wutentbrannt auf den Friedhof gerannt. Dann wäre ich eben nicht über die Straße gegangen, wo sich eine herrenlose Zeitung dazu entschloss, mich anzufallen. Dann wäre ich eben nicht über den Bordstein gefallen und hätte mir nicht das Knie aufgeschlagen. Und dann wäre mir diese fürchterlich peinliche Begegnung mit Mr. Ober-Cool erspart geblieben. Wenn ich es so sah, könnte ich ihm eigentlich auch die Schuld an dem ganzen Schlamassel geben. An meiner Wut. An die Erinnerung an Paul...

Plötzlich tippte mir jemand auf meine Schulter.

»Beschießt du eigentlich auch irgendwann mal weiter zu gehen, Schätzchen?«

Ich erschrak so sehr, dass ich herum wirbelte und mit einem Typen in Lederjacke zusammen stieß. Dabei fiel ihm seine Flasche mit Eistee aus der Hand und der kühle, klebrige Inhalt ergoss sich auf unseren Shirts. Beinahe hysterisch kreischte ich auf und machte einige Schritte

rückwärts, während der Typ fluchend an seinem Shirt zog und mich mit zusammengekniffenen Augen wütend anstarrte.

»Scheiße verdammt, hast du deine Reflexe bei eBay gekauft oder was?«, kreischte ich, während ich einige Schritte rückwärts lief und dabei versuchte, den Eistee von meinen Fingern zu bekommen.

»Wenigstens versperre ich anderen Leuten nicht den Weg!«, schnauzte er grimmig zurück. Aber dann riss er die Augen auf und hob seine Hand, als wollte er mich festhalten.

»Vorsicht!«, stieß er noch alarmiert hervor, aber da war es schon zu spät.

Plötzlich spürte ich den Vogelkäfig in meinem Rücken.

Als ich gegen ihn prallte, fiel er scheppernd herunter auf den Teppich und ich konnte nur noch hilflos mit ansehen, wie sich der ganze Vogelsand auf dem Boden ergoss und Carl kreischend und flatternd durch die aufgesprungene Käfigtür entwischte. Als wäre er auf Drogen, flatterte er erst einige Sekunden wild und schwankend hin und her.

»Scheiße, Schätzchen, wie war das mit den Reflexen und eBay?«, hörte ich den Typen sagen, aber was er tat, nahm ich gar nicht mehr wahr. Vor meinen Augen drehten sich die Bilder und verknöteten sich mit meinen Gedanken, die ziellos durch meinen Kopf wirbelten.

Meine Hand zitterte, als ich sie mir vor den Mund schlug und erschrocken die Augen aufriss. Mir war zum Heulen zu Mute. Am liebsten wäre ich im Erdboden versunken, wäre ausgewandert, hätte mich in meinem Bett verkrochen oder wäre auf den Mond geflogen, ganz egal wohin, Hauptsache weg. Reichte es nicht, dass ich mich vor diesem Typen vorhin auf der Straße komplett blamiert hatte? In meiner Kehle kratzte und ziebte es und ich spürte, wie sich kleine, heiße Tränen in meine Augen schlichen und sich mit aller Macht frei kämpfen wollten. Ich konnte sie beinahe flüstern hören.

Und dann war alles um mich herum für einen kurzen Moment weg.

Der Raum begann sich zu drehen und ich fiel, fiel in ein anderes Zimmer mit weißer Holztür. Ein Hausflur. Mein Atem blieb mir in der Kehle stecken wie ein zu großes Stück Brokkoli. Hastig rang ich nach Luft, um nicht umzufallen. Weil ich genau wusste, was hinter der Tür war. Weil ich genau wusste, dass, egal wie lange ich zögerte, es erst aufhören würde, bis ich es gesehen hatte.

Jetzt konnte ich die Tränen nicht mehr halten. Sie flossen in Strömen über meine Wangen, brannten sich in meine Haut und ich war mir sicher, dass sie hässliche, rote Striemen hinterlassen hatten. Ich fing an, am

ganzen Körper zu zittern und schluchzte panisch und laut. Ich musste klingen wie eine Verrückte. Wie die Irre, die ich war. Und gleichzeitig fragte ich mich, warum Caroline mich nicht hörte. Ich stand hier vor ihrer Wohnung, es war totenstill, sie musste mich einfach hören! Aber sie tat es nicht. Sie hörte mich einfach nicht und dafür hasste, hasste, hasste ich sie. Es war abgrundtiefer, brodelnder Hass. Wie kochendes Wasser sprudelte er in meinem Körper empor und erfüllte mich mit seiner Wärme, seiner tiefen, inneren Wärme. Wenn ich hasste, wusste ich, dass ich echt war. Ich fühlte mich dann noch näher am Leben, als wenn ich das Blut spürte, dass an meinen Armen hinabrannte, wenn ich mich blutig gekratzt hatte. Wenn ich die Endorphine spürte, die der Schmerz freigesetzt hatte.

Ich atmete noch einmal tief durch und drückte mit zitternden Fingern die Klinke herunter. Mit einem leisen Quietschen sprang die Tür auf und eröffnete mir den Weg in Carolines kleinen Flur mit den hohen Schuhregalen, die links und rechts an den Wänden lehnten. Erst, als ich mir sicher war, dass ich definitiv leider nicht zu spät war, merkte ich, dass ich die Augen zugekniffen hatte. Mit bebendem Atem und einem schmerzenden Herz riss ich die Augen schließlich auf. Sobald ich mich an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, konnte ich meine Schwester deutlich am Ende des Flurs erkennen.

♥ 2 ♥

Caroline.

Sie stand auf einem Stuhl, trug ihre Lieblingsjeans und die Blümchenbluse, die ich ihr zu ihrem letzten Geburtstag geschenkt hatte, und knotete in aller Seelenruhe den Strick an der Gardinenstange fest. In ihren Augen schimmerten Tränen und trotzdem lächelte sie.

Sie sah glücklich aus.

Mein Körper verkrampfte sich und die Tränen quälten sich wieder aus meinen Augen heraus. Mein Herz wurde von massiven Seilen zusammengezogen, zerquetscht, unter der Trauer, der Angst, dem Schock, immer noch, nach all den Monaten.

Wie ein kalter, lebloser Stein stand ich dort und konnte nur tatenlos dabei zu sehen, wie sie ihren Kopf durch die Schlaufe steckte, sich ein letztes Mal die dunkelbraunen Haare aus dem Gesicht strich und dann den Stuhl wegstieß.

Ich nahm das Knacken lauter wahr als sonst.

Je öfter ich es sah, desto lauter schien es zu werden. Es fraß sich in meine Ohren und jagte mir einen inneren Schauer durch die Knochen, wie wenn man in etwas Kaltes biss, nur viel, viel unangenehmer.

Geschockt starrte ich ihren leblosen Körper an, der hin und her baumelte. Sie sah aus wie eine Marionette. Wunderschön und glücklich. Lebendig. Caroline.

Meine Heldin, Caroline.

»Nein!«, kreischte ich und wollte auf sie zustürmen. Panik fraß sich in mir hoch, kühlte meinen Körper, mein Herz, das blutend und zusammengesprengt in meiner Brust lag und sich vor Schmerz krümmte. Ich schrie und kreischte und heulte und konnte absolut nichts für sie tun. Je krampfhafter ich versuchte, zu ihr zu kommen, desto weiter entfernte sie sich von mir. Leblos baumelte ihr Körper an der Gardinenstange und ich stand vor ihrer Wohnungstür und konnte meinen Blick nicht von ihr abwenden, während ich keine Luft mehr bekam und unregelmäßig nach dem rettenden Sauerstoff schnappte. »Caroline!«, jaulte ich wie ein Wolf, der um seinen Freund trauerte. »Caroline nein!«

Meine Hände zitterten, nein *ich* zitterte, mir war kalt und gleichzeitig wurde ich immer weiter fortgespült, fort von Caroline, in einem Meer voller Tränen. Meiner Tränen.

Sie drohten, mich zu ertränken, in ihrer salzigen, schweren Leere.
Ich krallte meine Finger in den hölzernen Türrahmen und sank kraftlos
herunter.

»Caroline«, schluchzte ich noch einmal. »Caroline.«

Und dann versteckte ich mich in meinen Händen und weinte, weil ich
nichts anderes tun konnte.

»Hope?«

Erst war die Stimme leise und tastend, so als wollte sie austesten, wie
weit sie gehen konnte. Oder als ob sie meine Erlaubnis brauchte, weiter
zu reden.

Dann noch einmal, lauter und melodischer dieses Mal.

»Hope, kannst du mich hören?«

Langsam wurde ich zurück gespült. Der Türrahmen in meinem Rücken
löste sich auf und ich wurde zurück getrieben, raus aus meinem Traum
und rein in die kalte, hässliche, katastrophale Realität meines Selbst.
Jemand streichelte meinen Rücken, fuhr in immerzu kreisenden
Bewegungen über mein Shirt, das nach Zitronen-Eistee und Schweiß roch
und an meinem Körper klebte wie eine zweite Haut. Mein Kopf brummte
und wurde immer wieder von kleinen, schmerzenden Impulsen
durchzuckt. Wimmernd nahm ich meinen Mut zusammen und schlug
meine Augen auf.

»Hey, da bist du ja wieder.«

Evke strahlte mich mit ihren eisblauen Augen an und schob sich eine
Strähne ihres blonden Haars hinters Ohr. Zum ersten Mal, seit dem ich sie
kannte, schien sie wirklich besorgt um mich zu sein. Sie hatte mir sogar
eine Hand auf den Oberarm gelegt und drückte ihn kurz, als wollte sie
sicher gehen, dass ich auch wirklich wieder da war. Glücklicherweise
gönnte sie mir einen kleinen Moment, um mich weitestgehend zu
sammeln, bevor sie weiter sprach.

»Du bist plötzlich weggedriftet, als du versehentlich gegen Carl gelaufen
bist.«

Bei dem Gedanken an Carl schnappte ich nach Luft und fuhr ruckartig
mit dem Kopf nach oben, wobei ich gegen irgendetwas Hartes stieß. Ich
hörte ein Knirschen und ein unterdrücktes Keuchen und bemerkte erst,
als ich mit den Fingern meinen Kopf abtastete, dass ich auf irgendeinem
fremden Schoß saß und mich die ganze Zeit genüsslich gegen eine sehr

muskulöse, warme Brust gelehnt hatte. Hoffentlich hatte ich nicht gesabbert...

Peinlich berührt wanderte mein Blick an einem schwarzen Shirt nach oben, das, so wie meins, nach zu süßem Eistee roch und unter dem sich breite Muskeln spannten. Dann erfasste ich ein spitzes Kinn und tiefgrüne Augen, die mich aufmerksam und leicht säuerlich musterten, aber mit einer mir fast schon unheimlichen Intensität auf den tiefen Grund meines gebrochenen Herzens blickten.

Erschrocken fuhr ich zurück und fiel fast von seinem Schoß herunter, wenn er mich nicht rechtzeitig festgehalten hätte.

»Scheiße.«

Es war der Typ von vorhin. Mr Möchtegern-Ober-Cool-Eis-Tee-Bad Boy. Der, dessen Brust ich verprügelt hatte. Verdammst!

Augenblicklich spürte ich, wie meine Wangen anfangen, wie Feuer zu brennen und mein Gesicht ganz heiß wurde, so als säße ich auf einem Ofen.

Langsam zogen sich die Mundwinkel des Jungen wieder nach oben und er fing an, mich breit anzugrinsen, wobei er sich, wie vorhin schon, die Zunge zwischen die Zähne schob.

»Ich freue mich auch, dich wieder zu sehen«, antwortete er lachend. An dem eindringlichen Tonfall seiner Stimme merkte ich, dass er es wirklich ernst meinte.

Diese Tatsache schockierte und rührte mich gleichzeitig. Nur alleine der Gedanke daran, dass es jemanden freuen könnte, *mich* zu sehen, trieb mir die Tränen in die Augen und ließ mein Herz sich krampfhaft zusammen ziehen.

Doch das wussten Evke und der Typ natürlich nicht. Sie dachten wahrscheinlich, dass ich vor Scham heulte. Das tat ich mit Sicherheit auch, doch dieser Gedanke, dieser eine, glückliche Gedanke in mir drin, ließ mich vor Freude nach Luft schnappen. Ich war wirklich ein emotionales Wrack.

Alarmiert sah der Junge zu Evke rüber.

»Hope, es ist alles gut, es ist vorbei, hörst du?«

Ich suchte in ihren Augen nach irgendwelchen Antworten auf meine Reaktion. Auf meine Gefühle. Doch ich fand nur falsche Behauptungen, falsche Aussagen, nichts, das mir weiter helfen konnte in diesem eisblauen Strudel aus Missverständnis und falscher Besorgtheit. Deshalb nickte ich nur und ließ mir von ihr von dem Schoß des fremden Jungen herunterhelfen. Mein Körper fühlte sich an, als bestünde er aus

Wackelpudding. Ich stolperte mehr zum gegenüberliegenden Stuhl, als dass ich lief.

»Elias, hast du kurz ein Auge auf sie? Dann hole ich ihr ein Glas Wasser.«

Er nickte, ohne Evke anzusehen. Ich spürte das grüne Flackern, als er jeden Zentimeter meines Körpers zu erfassen versuchte. Evke zwinkerte mir verschwörerisch zu, als sie sich langsam wendete, um den Flur entlang zur Küche zu gehen. Hoffentlich wollte sie mich nicht mit dem verkuppeln.

Doch weil ich selber ganz genau wusste, dass das verschissene Leben einem keine Wünsche erfüllte, verkniff ich es mir, mich ein weiteres Mal in die Wüste zu wünschen und erwiderte sein Gestarre. Erst jetzt fiel mir auf, dass er unglaublich gut aussah. Vorhin war er einfach nur irgendein Arschloch gewesen, das meinen miesen Tag abgekriegt hatte.

Jetzt war er ein süßes Arschloch. Trotzdem schrie mein Verstand mir zu, dass ich ihn nicht mögen sollte.

Ich begann, mich in tiefen, düsteren Gedanken zu verlieren. In etwa konnte ich mir vorstellen, was er in mir sah. Ein tollpatschiges und durchgeknalltes Mädchen, das verrückte Aussetzer hatte und wahrscheinlich irgendwann wegen Suizidgefahr in die Geschlossene musste. Und ich dachte schon viel weiter, als ich eigentlich sollte.

Verlor mich in irgendwelchen Träumereien, Zukunftsplänen, die sowieso niemals stattfinden würden. Ich malte mir binnen weniger Sekunden aus, wie unser erstes Date ablaufen könnte, wie es sich anfühlte, in seinem Arm einzuschlafen, seinen Pulli zu tragen und einfach nur bei ihm zu sein. Vermutlich genau das, was sich jedes normale Mädchen in so einer Situation gedacht hätte. Doch dann schob sich die grobe Tatsache dazwischen, dass er niemals und unter gar keinen Umständen etwas mit so einer wie mir anfangen würde. Hinzu kam, dass er mir meinen Herzschlag brechen würde, wenn dann irgendwann Schluss wäre. Weil mein Herz schon gebrochen und mein Herzschlag das Einzige war, das übrig geblieben war. Wahrscheinlich nutzte er mich nur aus, um mich ins Bett zu bekommen und sich dann über mich lustig zu machen...

Es war ein schweres Gefühl von Ungeliebtheit, das da auf meine Schultern sprang. Ich sagte mir ja selber, dass mich niemals jemand lieben könnte. Lieben wird. Doch ich bezweifelte nicht, dass mein Exfreund Paul da auch so seinen Teil zu beigetragen hatte.

Sofort durchschossen mich die Erinnerungen. Ich sah Paul vor mir, wie er mich in der einen Sekunde noch in den Arm nehmen und mir in der anderen eine Knallen wollte und mich *Psycho* nannte. Ich sah, wie er lachte, wie er *mit* mir lachte und dann, wie er *über* mich lachte. Ein weiterer Grund, warum ich Peinlichkeiten aus dem Weg ging: Ich hatte Angst vor dem ausgelacht werden.

Und dann schob sich das Bild von ihm und dieser blonden Tusse vor meine Augen, mit der er mich vor sechs Monaten betrogen hatte und mir das Herz gebrochen hatte.

Bevor ich mich in dem Gefühlswirrwarr verlieren konnte, trafen sich wieder unsere Blicke und mich durchfloss eine tiefe Geborgenheit. Schlagartig waren meine negativen Gedanken verpufft. Ich schluckte den Kloß in meinem Hals herunter. Während mich meine innere Stimme dazu drang, etwas zu sagen, wuchs in mir der tiefe Wunsch, ihn einfach nur weiter anstarren zu können. Irgendwie beruhigte mich sein Blick. Unser stummes Augengespräch schien mich auf merkwürdige Art und Weise mit ihm verbunden zu haben. Ein weiterer Nachteil an mir: Ich zog immer voreilige Schlüsse. Versprach mir immer viel zu viel von der jeweiligen Situation.

Sofort verbot ich mir, irgendwelche Gefühle für ihn aufzubauen. Wahrscheinlich wartete er einfach nur darauf, dass mir wieder was Peinliches passierte und starrte mich deshalb so an. Tja, dann war ich halt doch die Comedy-Show. Ich sah, wie er dazu ansetzte, etwas zu sagen, doch in diesem Moment kam Evke mit einem randvollen Glas Wasser zurück ins Wartezimmer gestürmt und hielt es mir auffordernd hin.

»Ähm, ja, danke«, sagte ich trocken und nahm mit zitternden Fingern das Glas entgegen, um es in einem Zug herunter zu stürzen. Evke sah mich dabei an, als stünde ich ganz oben auf dem Mount Everest. Psychologen waren halt schon seltsame Geschöpfe und ich wette, sie hatten oftmals selber einen gehörigen Knacks weg. Doch sofort fühlte ich mich besser und kräftiger und rang mir ein Lächeln ab. Endlich wandte sie sich von mir ab.

»Elias?«

Der Junge zuckte zusammen, als Evke ihn ansprach. Aufmerksam sah er sie an, schielte aber immer wieder in meine Richtung. »Mir ist leider etwas dazwischen gekommen. Können wir den Termin vielleicht verschieben? Sagen wir auf Dienstag, 15 Uhr?«

Er schien abwesend zu sein, so als säße er nicht hier, sondern auf einem ganz anderen Planeten. Abwesend nickte er nur. Augenblicklich wünschte ich mir, mit ihm zu kommen. Da durchzuckte mich ein total dummer Gedanke. Vielleicht war er in seinen Gedanken auch schon bei seiner Freundin? Sofort verließ mich der Mut und ich sackte in mich zusammen wie eine Marionette, der man die Fäden gekappt hatte. Gedankenverloren fingen meine Finger wieder an, über die dünne Haut unter meinem Hoodie zu fahren. Das Ziehen auf meinem schützenden Mantel beruhigte mich sofort.

»Also dann«, sagte Evke fröhlich und klatschte in die Hände. »Dann bis zum nächsten Mal, ihr zwei«, meinte sie und ließ uns allein. Wahrscheinlich verzog sie sich in den hinteren Teil ihrer Wohnung, die gleichzeitig ihre Praxis war.

Unaufhörlich kratzte ich mich weiter.

So infantil das vielleicht auch war, aber es machte mich rasend, dass er vielleicht tatsächlich eine Freundin haben könnte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass so ein gutaussehender Typ keine Freundin hatte! Obwohl, vielleicht hatte er auch so ähnliche Probleme wie ich und war genauso ein Misanthrop wie ich. Vielleicht suchte er genauso wie ich nach jemandem, der ausbrechen wollte, der den anderen verstand und ihn so akzeptierte, wie er war.

Ich wünschte mir, dass er so sei, wünschte mir, dass er mich verstand. Aber vermutlich hatte er eine komplett intakte Familie und nur einen Adonis-Komplex oder so was. Wobei er absolut nicht danach aussah, als litte er unter Anorexie und so ein richtiges Bodybuilder-Muskelpaket war er jetzt auch nicht.

Andererseits konnte ich auch einfach nicht sein Typ sein. Womöglich stand er auch auf Blondinen, die mit ihm ins Fitnessstudio sprangen oder mit ihm Joggen gingen. Die ein Six-Pack hatten oder zumindest Ansätze davon, große Brüste und einen tollen, runden Popo. Leider fiel ich aus allen Kategorien raus.

Elias' plötzliches Aufspringen riss mich aus meinen Gedanken, sodass ich zusammenzuckte. Auf seine Lippen schlich sich wieder ein neckisches Grinsen.

»Ich glaube, dass ich so langsam mal gehen sollte«, meinte er. Verwirrt zog ich die Augenbraue hoch und sprang ebenso auf. Mit einem Mal wurde mir schwarz vor Augen und ich hatte Angst, wieder in eine Halluzination abzurutschen.

»Hope? Ist alles in Ordnung?«

Seine Stimme klang weich und warm. Sofort war er an meiner Seite und streckte alarmiert die Arme aus, um mich im Notfall aufzufangen.

»Ja«, antwortete ich leise und hielt mir meinen Kopf, der plötzlich ungeheuer wehtat. »Ja, alles gut.« Ich blickte ihn lächelnd an, doch es sah wahrscheinlich so aus, als wäre ich high, weil ich gegen die Schwärze anblinzelte.

»Wo ist Carl eigentlich?«

Elias schnaubte amüsiert. »Der hockt schön genüsslich in seinem Käfig«, antwortete er lächelnd. Doch dann, als hätte man ihm mit einem Schwamm über den Mund gewischt, erstarb sein Lächeln und er wurde ernst, presste die Lippen zu einem einzigen, dünnen Strich zusammen.

»Er kam sofort angeflattert, als du zusammen gebrochen bist«, flüsterte er. Mit einem Mal stand er ganz dicht vor mir, sodass ich den Kopf in den Nacken legen musste, um zu ihm heraufblicken zu können. Der Duft seines Parfüms schoss mir in die Nase, eine Mischung aus diesem gutriechenden Männerduschgel und Zimt. »Offensichtlich hat er sich Sorgen gemacht. Genauso wie ich.«

Den letzten Satz flüsterte er. Für einige Sekunden stand die Welt um mich herum still und ich dachte mir, dass das der Moment sei, in dem man merkte, ob der Typ vor einem der Richtige für einen ist oder nicht. Wie in den Disney-Filmen eben, die ich als kleines Mädchen immer geguckt hatte. Sofort erklimm ein warmes, kribbelndes Gefühl meinen Bauch. Konnte das sein? War das irgendein merkwürdiges Omen? Oder hatte ich einfach nur Hunger? Doch ehe ich noch genauer darüber nachdenken konnte, wandte er sich ab und ging zur Garderobe, um seine Jacke zu holen.

»Ich bringe dich besser mal nachhause«, meinte Elias und drehte sich grinsend zu mir um. »Bei deinem Talent stellst du eine Gefahr für die Menschheit dar.«

Ich kniff gespielt wütend die Augenbrauen zusammen.

»Ist das so, ja?«

Doch er lachte nur und hielt mir die Tür auf.

»Bitte, Schätzchen«, grinste er wieder und bedeutete mir ganz Gentlemanlike, ihm zu folgen. Plötzlich ungeheuer schüchtern kicherte ich wie ein kleines Mädchen vor mich hin und ging ihm voraus durch die Tür, obwohl ich absolut keinen Plan hatte, warum ich mir das gefallen ließ.

Draußen stürmte und regnete es. Und das, obwohl es grade mal Ende der Sommerferien waren. Es schien mir, als würde der Himmel um irgendetwas weinen. Um jemand Verstorbenes oder so, weil diese kalten Sommerstürme recht ungewöhnlich für unser kleines Städtchen waren. Fast hoffte ich, dass die Wolken um Caroline trauerten.

Doch Hoffnung ist das, was uns zersplittern lässt, wenn wir auf den harten Boden der Realität fallen.

Hoffnung treibt uns an, an Sachen zu glauben, die sowieso nicht passieren werden. Niemals. Ich wusste das, weil ich schon so oft gehofft hatte.

Ich hatte gehofft und gebetet und gewünscht. Hatte so viele Sternschnuppen gezählt, Geburtstagskerzen ausgepustet und Wimpern von meinen Fingern segeln lassen.

Doch bis heute ist nichts von dem eingetroffen, was ich mir gewünscht hatte.

Also wieso sollte ich dann an das Schicksal, oder gar an Wunder glauben? Wieso sollte ich *Hoffnung* haben? Als meine Eltern mich Hope getauft hatten, hätten sie mir wenigstens mal etwas mehr Glück mit auf den Weg geben können.

Erst als wir schon viel zu weit von Evkes Wohnung weg waren um noch einmal umzukehren, fiel mir auf, dass ich meine Jacke in ihrem Büro vergessen hatte. Mit eisigen Fingern griff die Kälte nach mir und fesselte mich mit ihren schmerzenden Schlingen. Der Wind fuhr mir bis in die Knochen.

Ich fragte mich, was Elias wohl von mir dachte. Ob er mich für eine verplante Vollkatastrophe hielt?

Nervös fuhren meine Finger wieder über meine Haut, so schnell und hart, dass es wehtat. Sofort beruhigte mich der Schmerz und rief mich wieder zurück ins Leben. Ich bekam fast gar nicht mehr richtig mit, was ich da überhaupt tat. Abwesend kratzte ich über meinen schützenden Mantel, während ich mit Elias schweigend durch die Straßen schlenderte. Vermutlich wusste er nicht, worüber er mit mir reden sollte und weil ich ja die Schlagfertigkeit in Person war, fiel mir absolut nichts ein, was ich ansprechen konnte.

Beinahe hatte ich ihn vergessen, als plötzlich seine kalten Finger nach meinen griffen und sie grob von meinem Arm rissen. Er krallte sich in mein Handgelenk und hielt es fest umklammert. Vor Schreck stieß ich

einen leisen Schrei aus. In diesem Moment sah er Paul so ähnlich, dass es mir das Herz zerriss und mir die Tränen in die Augen trieb.

»Lass das.«

Seine Stimme klang grob und kalt, angespannt. So voller Ernst.

Machte er sich Sorgen um mich? Konnte das wirklich sein, dass sich tatsächlich jemand um mich sorgte? Überrascht starrte ich ihn an, war seinen tiefgrünen Augen mit einem Mal unglaublich nah und drohte in ihnen zu versinken.

»Hör auf, mir Befehle zu erteilen«, antwortete ich grimmig und wollte mich von ihm losreißen, aber er hielt mein Handgelenk noch immer fest umklammert.

»Schau es dir an«, bat er mich mürrisch und drehte ruckartig meinen Arm nach oben, so dass die Innenseite nackt und angreifbar in den Himmel schaute. Meine Haut war rot und wund und an einer kleinen Stelle saß ein Tröpfchen Blut und blinzelte uns an. Schluckend betrachtete ich es, betrachtete die Narben, die ich mir zu gefügt hatte, bis der Regen beinahe anklagend auf meine Haut klatschte und mich aus meiner Trance riss. Das Schlimmste war, dass mein ganzer Körper aus Narben bestand. Jeden Morgen, wenn ich in den Spiegel sah, erblickte ich auch die feinen, teilweise noch roten Striche auf meinen Oberschenkeln oder meinen Oberarmen. Sonst erinnerten sie mich immer daran, dass ich noch lebendig war. Aber jetzt, als Elias anklagend und mit einer tiefsitzenden Ernsthaftigkeit vor mir stand, waren mir meine Narben unfassbar peinlich.

»Es ist nicht schön«, fuhr Elias unbeirrt fort. »Und es ist sinnlos, sich selbst zu verletzen.«

Einen Moment lang starrte ich ihn an. Ich starrte ihm direkt in das volle Grün seiner Augen und konnte es nicht fassen. Dass ich tatsächlich doch gehofft hatte, dass er mich vielleicht verstehen würde. Und da konnte ich nicht mehr an mich halten. Dieser ganze Gefühlsstau musste raus aus mir. Ich musste mein inneres Meer beruhigen, musste die Fenster vor dem Wind schließen und den ganzen beschissenen Emotions-Müll aus mir raus schmeißen. Der sich so über den Tag verteilt angesammelt hatte...

»Du kennst mich doch überhaupt gar nicht«, zischte ich leise und spürte, wie sich mit den Worten auch die Tränen in meine Augen schlichen, um ein weiteres Mal heraus gelassen zu werden.

»Du kennst mich und meine Geschichte nicht. Du weißt nicht, wie es sich für mich anfühlt, wie es sich anfühlt, ich zu sein oder mein Leben zu leben, also halt dich da gefälligst raus, okay?« Meine Stimme war nicht

mehr als ein heiseres Flüstern, während ich von einem Zitteranfall angefallen wurde. Meine Augen wurden heiß. Augenblicklich schämte ich mich schon wieder. Heute war einfach ein Tag, den ich am liebsten in die Tonne gehauen hätte. Der für mich schon wieder zu viel war.

Elias starrte mich mit einem festen Blick an, die Kiefermuskeln angespannt. Seine Nägel gruben sich immer noch tief in meine zarte Haut und hinterließen knallrote Abdrücke. Es kam mir so vor, als drückte er immer fester und fester zu. Der Schmerz jagte mir meinen Arm hinauf, erfüllte mich mit einer ekelhaften Befriedigung, die mir ein schmutziges Gefühl verlieh. Doch mit einem Mal ließ der Druck abrupt nach und ich riss meine Hand aus seinem festen Griff, eine trotziges Maske aufgesetzt. Unsere Blicke waren starr und feindselig, keiner von uns wollte diesen Kampf aufgeben. Diesen stillen Kampf, der mir auf eine ganz seltsame Art und Weise irgendwie Spaß machte und mich vom Nachdenken abbrachte.

Nachdenken war zwar gut, konnte manchmal aber auch ein Teufelskreis sein, wenn sich die ganzen Gedanken zu Endlosschleifen in deinem Kopf zusammensetzten und mich wahnsinnig machten. Außerdem bestätigten sie nur, dass ich Recht gehabt hatte. Dieser Typ würde mir den Herzschlag brechen, wenn ich ihn zu nah an mich heranließ.

Erst als meine Zähne zu klappern anfangen, seufzte Elias kurz und seine Miene wurde augenblicklich weicher. Seine Maske bröckelte und er schien mit sich zu ringen, ob er mir vertrauen konnte. Dann streifte er sich kurzerhand seine Jacke über die Schultern und reichte mir das nach Eistee duftende Leder.

»Hier«, murmelte er und lächelte mich vorsichtig an. »Nicht, dass du dir noch eine Erkältung holst.«

Ich starrte auf die Jacke. Und spürte tiefe Dankbarkeit in mir aufsteigen.

Meine Vergangenheit, mein Erlebtes, erlaubten mir nicht mehr, an irgendwelche Rosaroten-Zuckerwatte-Liebesromane zu glauben. Ich las sogar keine, weil sie mir immer zu kitschig, zu unnatürlich perfekt, zu glücklich vorkamen.

Das Leben war nicht glücklich.

Weil sich schon so langer keiner mehr dafür interessiert hatte, wie es mir ging, erfüllte mich Elias' Geste mit solch einer Dankbarkeit, dass mir wieder einmal die Tränen in die Augen stiegen und sich meine Kehle zusammenschnürte. In mir drin schien eine Nadel mit einem hauchdünnen Faden einen kleinen Teil meiner zerfledderten Seele wieder zusammen zu nähen, und durch den Schmerz des Bewusstseins,

dass er der allererste war, der mir half, quälten sich die salzigen kleinen Tränen über meine Wangen. Dass sie sich die Freiheit erkämpft hatten merkte ich erst, als mir ein einsamer warmer Tropfen über die Haut rollte.

Elias sah mich einen Moment verloren an. Doch dann hob er seine Hand und strich mir mit zitternden Fingern die Tränen weg. Seine Berührung hinterließ ein wohlig warmes Prickeln auf meiner Haut.

»Nicht weinen«, murmelte er und legte mir seine Jacke um die Schultern. »So war das doch nicht gemeint. Ich wollte dir nur sagen, dass es nicht gut ist und dir keine dauerhafte Lösung beschert.«

Am liebsten wäre ich ihm um den Hals gefallen und hätte einfach nur geheult. Mit einem Mal war mir danach, alles raus zu lassen, dass sich in meinem Herzen angestaut hatte. Und bei Elias schien das unglaublich leicht zu sein. Urplötzlich hatte ich das Gefühl, dass er mich vielleicht doch verstehen könnte.

Stattdessen schüttelte ich den Kopf.

»Es schert normalerweise niemanden, wie es mir geht«, antwortete ich nur leise. »Ich bin nur etwas überrascht, das ist alles.«

Seine Lippen verzogen sich zu einem zarten Lächeln. Es war nur ein kleiner Hauch, als hätte man über sein Gesicht eine identische Folie gelegt, die man nur leicht verschoben hatte. »Dir ist kalt und mir nicht. Ich bin kein Arschloch, Hope.«

Kurz seufzte er und fuhr sich mit der Hand über sein Gesicht. Inzwischen prasselte der Regen beinahe schon anklagend auf die Erde herab, sodass mir meine nassen Haarsträhnen im Gesicht kleben blieben.

»Jeder braucht doch jemanden, der auf ihn aufpasst, oder?«

♥ 3 ♥

Für einen kurzen Moment blieb mein Herz stehen.

Ich fühlte mich, als hätte mich jemand ins kalte Wasser gestoßen, von jetzt auf gleich. Tauchte in die Wellen ein, die mich erstarren ließen. Er wollte auf mich aufpassen? Jetzt, in diesem Moment, obwohl er mich doch gar nicht kannte?

Weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte, nickte ich einfach nur und hielt mit den Fingern Elias Jacke fest, die sowohl nach Eistee, als auch nach seinem Parfüm roch. Irgendwie gefiel mir der Duft. Kurz raubte er mir meine Sinne, meine Konzentration. Mein Verstand flüsterte mir zu, dass das gar nicht gut war. Doch da schob Elias sich seine Fäuste in die Hosentaschen und drehte sich um, um mir zu bedeuten, weiter zu gehen.

»Wo wohnst du überhaupt?«, fragte er und blickte auf mich herab. Zwischen uns schien das Eis gebrochen zu sein. Sprachlos ging ich einige Schritte, hatte schlagartig den Namen meiner Straße vergessen.

»Siehst du dann ja gleich«, murmelte ich und trat brav einen Schritt vor den Anderen, wobei ich mich ernsthaft daran erinnern musste, wie man überhaupt lief.

»Du willst nicht nach Hause, oder?«

Seine Frage traf mich unvorbereitet wie ein Ball beim Völkerball. Langsam nickte ich. Stimmt, ich wollte wirklich nicht nach Hause. Es schien mir das größte, dunkelste Gefängnis zu sein, dass es auf der ganzen weiten Welt gab.

»Möchtest du mir davon erzählen?«

Stumpf starrte ich geradeaus auf den grauen Asphalt. Unsere Schritte hallten einsam zu mir herauf, begleitet von dem Getöse des Windes. Es roch nach Regen und nassem Laub, obwohl es erst Ende August war.

»Nein«, antwortete ich leise. Elias schaute mit seinem flackernden grünen Blick zu mir herunter, so als spürte er, dass ich keine Worte finden konnte.

»Versuch es einfach«, flüsterte er aufmunternd. In mir drin breitete sich ein tiefes Unbehagen aus. Normalerweise erzählte ich nie irgendetwas von mir. Ich erzählte nicht einmal meinen Eltern, was in mir vorging. Noch nicht mal Evke wusste von diesen plötzlichen Stimmungsumschwüngen, die mich manchmal in mir selbst einengten. Aber andererseits? Elias kannte mich und meine Geschichte nicht. Und

ich kannte ihn nicht. Die Verlockung, einem Fremden von mir zu erzählen, mich ihm zu öffnen... Sie überwältigte mich. Sie stapfte mich mit ihren großen Trampel-Füßen nieder und grub mich tief in eine Erde aus Leere und Stumpfheit.

»Na schön, aber ich habe dich gewarnt«, murmelte ich.

Er schnaubte. »Ich denke, ich werde das schon verkraften, Schätzchen.« Bei seinem blöden Kosenamen verdrehte ich nur die Augen.

»Also... meinen Eltern gehört ein großes Autohaus hier in der Nähe«, fing ich an. »Sie leben quasi für ihre Arbeit. Tag und Nacht sind sie da und kümmern sich um irgendwelche Aufträge oder machen Vorbereitungen für die nächsten Tage. Sie nennen ihre Firma sogar *Liebling*.« Angewidert verzog ich mein Gesicht. »Weißt du, sie verdienen jede Menge Kohle, leben in einem großen Schicki-Micki-Neubau und fahren regelmäßig auf irgendwelche Inseln in Thailand. Aber-«

»Geld ist nicht alles und sie vernachlässigen dich«, unterbrach Elias mich. Verdutzt blickte ich ihn an.

»So in der Art, ja«, bestätigte ich. Meine Arme hatten sich wie von selbst vor meiner Brust verschränkt und in mir drin breitete sich eine wohlige Erleichterung aus. Vielleicht verstand er mich ja doch?

»Seit dem das mit meiner Schwester passiert ist, halten sie mich nur noch fest«, sagte ich leise und starrte konzentriert auf die Straße vor uns. »Sie kontrollieren alles was ich tue und tun möchte. Sperren mich Freitagsabends in mein Zimmer ein, damit ich nicht weg kann. Durch ihren verrückten Kontroll-Wahn hab ich meine gesamten Freunde verloren. Ich muss jetzt sogar die Schule wechseln. Dank ihnen habe ich definitiv den Ruf als Freak weg.«

In meine Stimme hatte sich eine kalte Wut geschlichen, die sich in meiner Kehle festkrallte.

»Vielleicht wollen sie dich nur schützen?«, meinte Elias und sah auf mich herab. Ich spürte, wie meine Augen heiß wurden, als der ganze Klotz von damals wieder hoch kam.

»Ja, ich weiß. Aber wenn sie mich tatsächlich verstehen würden, wenn sie mir zeigten, dass sie mich lieben, dann würde es dafür überhaupt keinen Grund geben.«

Elias blieb stehen und legte fragend den Kopf schief. Dabei erinnerte er mich irgendwie an einen Golden Retriever, der auf sein Leckerli wartete.

»Wenn ich das richtig verstanden habe«, meinte er, »dann halten sie dich fest und kontrollieren alles, weil sie dich schützen wollen, aber sie

tun das nicht, weil sie dich lieben? Das ergibt keinen Sinn. Man beschützt sein Kind nicht, wenn man es nicht lieb hat.«

Ich seufzte. Vielleicht konnte das hier ja doch nicht funktionieren. Vielleicht war es komplett sinnlos, ihm von mir zu erzählen. Vielleicht verstand er mich doch nicht. Doch mein plötzlicher Erzähldrang war so groß, dass ich nicht widerstehen konnte. Endlich gab es da jemanden, der sich ernsthaft für meine Probleme zu interessieren schien- und der sah auch noch unglaublich gut aus!

»Also«, hob ich wieder an, diesmal leiser und langsamer. »Auch wenn sie mich schützen wollen: Sie können mich nicht verstehen. Sie können nicht verstehen, warum ich anders als sie sein möchte. Warum ich diese Flashbacks und Stimmungsumschwünge habe. Sie verstehen einfach nicht, warum mir das so wichtig ist, raus zu gehen. Bei ihnen habe ich immer das Gefühl, als müsse ich mich dafür rechtfertigen, was ich fühle.«

Glücklicherweise herrschte einen Moment lang Schweigen zwischen uns. Selbst Evke hatte ich noch nie so viel von mir erzählt. Ich hatte ihr immer schön die Antworten gegeben, die sie hören wollte. Wahrscheinlich gab sie sowieso alles immer brühwarm an meine Eltern ab.

»Und warum ist es dir so wichtig, raus zu kommen? Wieso hast du die Halluzinationen und Stimmungsumschwünge? Und wieso möchtest du anders als sie sein?«

Bei Elias' Fragen musste ich mir ein Lächeln verkneifen. Auch, wenn wir uns nicht mehr seit knapp zwei Stunden kannten, schien er trotzdem zu wissen, was ich jetzt zu hören brauchte. Ein merkwürdiges, drückendes Flattern stieg in meinem Brustkorb auf und zwang mein Herz, sich schmerzhaft zusammen zu ziehen. Die alt bekannten, dicken Ketten um meiner Lunge waren wieder da und drückten alle Luft aus mir heraus.

Und trotzdem. Musste. Ich. Lächeln.

»Ich möchte anders als sie sein«, flüsterte ich durch den Wind, »weil sie immer alles so gradlinig und grau sehen. Meine Familie interessiert sich nur für Leistungen, nicht was Spaß macht oder worin man gut ist, was einen interessiert. Wenn du mit deinem Hobby kein Geld verdienen kannst, kein richtiges, vieles Geld, dann lass es lieber. Sie engen mich ein. Ich... ich kann nicht ich sein.«

Elias' Kiefermuskeln zuckten, als er seine Lippen auf einander presste und sie zu einem einzigen, unzufriedenen Strich verzog.

»Das kenne ich«, murmelte er und setzte sich, mit den Fäusten in den Hosentaschen, wieder in Bewegung. Langsam flanierten wir durch die

Straßen unserer Stadt, begleitet von dem Gefühl, endlich mal alles los zu werden. Selbst der Regen, der unsere Kleider durchnässte, war auf einmal unwichtig geworden.

»Mein Opa war damals genauso. Es hat ihn nicht im Geringsten interessiert, was ich tat, so lange es nichts mit Mathe oder Erdkunde zu tun hatte.« Kurz zwinkerte er mir verschwörerisch zu. »Dieses Festgehalten werden in einer grauen, langweiligen Welt, ruft meistens einen Akt der Rebellion auf.«

»Bist du dir sicher, dass wir nicht den gleichen Großvater hatten?«, fragte ich schmunzelnd, weil ich seine Worte nur zu gut nachvollziehen konnte.

»Ich kann dich verstehen. Man fühlt sich einfach eingengt und nicht wahrgenommen.«

Ich hätte Stunden so weiter mit ihm durch die Straßen laufen können.

Ich wollte ihm alles von mir erzählen und seine Meinung dazu hören. Denn das, was er gesagt hatte, war so richtig, so voller Ehrlichkeit und Interesse mir gegenüber. Er schien das zu akzeptieren, was ich sagte und versuchte nicht, meine Gedanken darüber zu verändern.

»Ich verletze mich nicht, um ihre Aufmerksamkeit zu bekommen«, flüsterte ich in den Wind und war mir sicher, dass er meine Worte zu Elias trug.

»Sondern?«

Unsicher starrte ich zu ihm herauf. Konnte ich ihm wirklich erzählen, was in mir vorging? Andererseits, tat ich das nicht schon die ganze Zeit?

»Das klingt jetzt vielleicht seltsam, aber ich werde dich verstehen können, ganz egal, was du jetzt sagst. Also versuch es wenigstens«, ermutigte er mich.

»Du hast Recht. Es klingt seltsam.«

Zur Antwort lächelte er nur und ich beschloss, es wenigstens zu probieren.

»Es hilft mir, hier zu bleiben. Damit ich keine Flashbacks bekomme. Damit ich lebendig bin.«

Meine Stimme zitterte, während mir mein Bewusstsein einzureden versuchte, dass ich total bescheuert war und einem Fremden meine komplette Lebensgeschichte erzählte. Andererseits tat es einfach so gut! Und ich hatte das Gefühl, dass Elias mir gerne zuhörte. Sonst hätte er bestimmt schon das Weite gesucht und hätte bestimmt nicht so viele Fragen gestellt.

»Ach ja stimmt, die Flashbacks«, erinnerte er sich. »Was hat es damit auf sich?«

»Ich bekomme diese Flashbacks, wenn ich unter Stress stehe«, hob ich wieder an. Ich lenkte uns durch die richtigen Straßen immer weiter auf mein so verhasstes Zuhause zu. »Wenn ich Angst habe. Wenn ich unter Menschen bin, die mir Angst machen, obwohl ich keine Ahnung habe, warum sie mir Angst machen. Dann rutsche ich in diesen immer wiederkehrenden Albtraum ab, der sich vor meine Augen schiebt und alles ganz real wirken lässt. Im einen Moment stehe ich zum Beispiel noch in der Küche und im nächsten... sitze ich wieder vor der Tür meiner Schwester.«

Ich biss mir auf die Zunge, weil ich mir nicht sicher war, wie er darauf reagierte. Doch anstatt mich nach meiner Schwester zu fragen, wie es jeder andere tun würde, lächelte er mich bedauernd an.

»Bist du deshalb bei Evke?«, fragte er bloß. Erst als er das fragte, fiel mir auf, dass ich den Atem angehalten hatte, nickte dann aber vorsichtig.

Mit einem Blick auf die Straßenschilder fiel mir auf, dass wir nur noch knapp zwei Ecken von meiner Straße entfernt waren. Diese Erkenntnis trat mein Herz mit voller Wucht und ich war mir sicher, dass es gleich aus meiner Brust springen würde. Doch mehr, als höllisch zu schmerzen, tat es nicht. Griesgrämig blieb es an seinem gewohnten Platz in meinem Brustkorb sitzen und schmolte nur vor sich hin. Es wollte nicht, dass unsere kleine Tour so rasch endete.

»Und du?«

Meine Stimme zitterte leicht. Elias sah mich lange von der Seite herab an, ehe er antwortete.

»Weißt du, ich leide, ähnlich wie du, manchmal an Flashbacks und erinnere mich an Sachen, die das krasse Gegenteil von dem sind, was ich grade tue. Dann werde ich manchmal, sagen wir, Aggressiv.« Mit einem leichten Lächeln blickte er auf mich herab. »Aber ich hatte schon lange keinen Flashback mehr. Nur noch das beklemmende Gefühl, dass alles zu viel ist.«

Den letzten Satz flüsterte er bedächtig. Einige Sekunden lang starrte ich ihn einfach nur an, nickte dann aber. Ich wusste nicht, auf welche Art er das gemeint hatte. Wurde ihm die Welt zu viel oder nur sein Leben? Lag es an ihm oder den Menschen?

Vielleicht meinte er auch beides.

So wie ich manchmal.

Allerdings fühlte ich mich nicht dazu in der Lage, ihn danach zu fragen. Vermutlich wäre das für das zarte Level unserer Bekanntschaft zu

überspitzt. Deshalb schluckte ich nur den Kloß in meinem Hals herunter, als wir in meine Straße einbogen.

»Wie weit ist es denn noch?«, fragte Elias neugierig und sah sich aufgeregt um.

»Gleich da vorne.«

Meine Finger zitterten, als ich auf ein Haus weiter hinten in der Straße zeigte. Augenblicklich verkrampfte sich mein Herz. Ich wollte nicht, dass Elias ging. Aus einem mir vollkommenen unmöglichen Grund wollte ich, dass er bei mir blieb.

Wie konnte es nur sein, dass ich mich so schnell in seiner Gegenwart so wohl fühlte?

Bis wir vor meinem Haus stehen blieben, herrschte eine angespannte Stille zwischen uns. Offensichtlich sah jeder von uns das nahende Ende vor sich. Ob Elias wohl auch noch nicht *Tschüss* sagen wollte? Andächtig wanderte sein Blick an der hellen Fassade herab und blieb an dem Schaukelstuhl auf der Veranda hängen.

»Hier wohnst du also?«, fragte er und sah mich dann mit einem verschlossenen Gesicht an. Ich hätte nicht einmal raten können, was er dachte. Zum ersten Mal in meinem Leben wünschte ich mir, Gedanken lesen zu können. Deshalb nickte ich stumpf und starrte auf meine Füße. Selbst wenn es nur Stille zwischen uns war- es war eine angenehme, schöne Stille, die sich da vor uns ausstreckte wie ein roter Teppich bei einer Gala. Es fühlte sich gut an, einfach nur in seiner Nähe zu sein. Mit einem Mal spürte ich, wie sich sein grüner Blick auf meine Schultern brannte. Es war ein angenehmes, herzliches Kribbeln, das da auf meiner Haut hockte. Wie eine kleine Feder.

»Hope, das klingt jetzt vielleicht etwas komisch aber...«

Mit großen Augen blickte ich zu ihm herauf, gespannt, was er mich fragen wollte. Mit einem Mal sah er unglaublich nervös aus. Das Unbehagen stand ihm direkt ins Gesicht geschrieben. Und in mir breitete sich ein tiefer, tiefer Wunsch aus. Wie von selbst zogen sich meine Mundwinkel nach oben, sodass ich ihn schief angrinste. Ich musste mir auf die Zunge beißen, um nicht fett zu Lächeln. Normalerweise war das der Moment, in dem der supersüße Hollywood-Star das kleine, dumme Mädchen nach einem Date fragte.

Ich rang mit mir. Für gewöhnlich erlaubte ich mir solche Gedanken und Wünsche ja nicht. Weil sie sowieso nicht wahr wurden. Doch in diesem kleinen Sekündchen ließ ich es zu. Ich ließ zu, dass mich pure Vorfreude

und pures Glück durchströmten. Sie tanzten in mir einen wilden, unbeschreiblichen Tanz, der mein Herz zum Flattern brachte.

Bitte frag mich nach einem Date!, wünschte ich mir gedanklich.

»Kann ich kurz bei dir aufs Klo?«

Für einen Moment wusste ich nicht, was er von mir wollte. Ich verstand ihn noch nicht mal. Egal, was er gesagt hatte, es klang nicht wie eine Bitte um ein Date. Nicht mal Ansatzweise.

»Wie bitte?« Perplex starrte ich ihn an. Das Lächeln fiel mir aus dem Gesicht und es war mir, als könnte ich hören, wie es mit einem lauten Scheppern auf dem Asphalt in tausend kleine Scherben zerbrach. Wie es auseinander splitterte. Und das kleine, durch seine Worte angenährte Stückchen meiner Seele, wieder abbriss.

Der Schmerz war kalt und beißend. Als hätte meine Seele in Eis gebissen.

»Kann ich vielleicht eben bei dir aufs Klo gehen?«, fragte Elias noch einmal und versenkte die Fäuste wieder in den Hosentaschen, um auf den Fußsohlen auf und ab zu wippen. Enttäuscht blickte ich ihn an, aber versuchte gleichzeitig, nicht zu verletzt auszusehen.

»Ähm, ja klar. Wieso nicht?«

Mit hochrotem Kopf drehte ich mich weg und kramte in meiner Tasche nach meinem Schlüssel. Meine zittrigen kalten Finger krallten sich an ihn, so als wäre er mein Stückchen Treibgut im Meer, das mich vorm Ertrinken rettete. Auf wackeligen Knien marschierte ich durch den kleinen Kiesweg auf die Veranda zu. Die unterste Stufe quietschte leise vor sich hin und es roch noch nach frischer Farbe, da sie erst gestern gestrichen worden war. Der Geruch verpasste mir höllische Kopfschmerzen. Blitzschnell hatte ich die Tür aufgeschlossen und war in den dunklen Flur gesprungen, um vor dem Gestank zu entfliehen. Langsam und bedächtig folgte Elias mir, sah sich alles ganz genau an, so als ob er jedes einzelne Detail meines Elternhauses aufnehmen wollte. Darüber, dass andere unser Haus vielleicht als interessant oder gar als hübsch betrachteten, hatte ich noch nie wirklich nachgedacht. Für mich war es einfach das graue, lieblose, kalte Gefängnis, das jedem Spaziergänger seinen Reichtum signalisieren sollte.

Als er die Tür hinter sich schloss, breitete sich eine angenehme Dunkelheit in dem kleinen Flur aus. Wir standen dicht bei einander, ich konnte seinen Atem auf meiner Stirn und seinen Blick auf meinem Haar spüren. Und die Wärme, die von ihm ausging. In diesem Moment schien

er mir so vertraut, gleichzeitig aber auch unglaublich fremd. Fremder als vorhin auf der Straße nach der Zeitungsaktion.

»Soll ich vielleicht meine Schuhe ausziehen?«, flüsterte er in die Dunkelheit. Dabei berührten mich seine Worte vorsichtig, strichen beinahe zärtlich über meine Haut. Sie kitzelten, prickelten.

»Wenn du länger bleiben möchtest ja«, wisperte ich heiser zurück. Es klang wahrscheinlicher eher wie ein altes Ömchen mit Raucherhusten.

Wieso um alles in der Welt hatte ich denn das schon wieder gesagt? War mir doch egal, ob er seine Sneakers an oder aus hatte. Doch da hörte ich, wie er leise lachte.

»Na, dann mach ich das wohl besser mal.«

Einige Minuten später stand ich wütend über mich selbst in der Küche und machte die Kaffeemaschine an. Eigentlich konnte ich Kaffee nicht ausstehen, aber in Stresssituationen half das Koffein wie ein Zaubertrank gegen plötzliche Halluzinationen. Mit einem fetten Grinsen hatte Elias sich nach oben ins Bad verdrückt und mich mit meinem wütenden Selbst zurückgelassen. Wieso war ich überhaupt so blöd gewesen und hatte tatsächlich gedacht, dass er mich nach einem Date fragte?

Das passierte eben, wenn man anfing zu hoffen. Man flog volle Kanne auf die Fresse.

Innerlich war ich beinahe am Kollabieren.

Komplett überdreht holte ich zwei Tassen aus dem Schrank und stellte die eine schon mal unter die Kaffeemaschine. Ich brauchte jetzt dringend meine Dosis Koffein, bevor ich noch weiter in diesem grauenvollen Gedankenstrudel versank.

»Ähm, Hope?«

Ich fragte mich, ob Elias mir wohl ansehen würde, was in mir vorging. Ob er es sehen konnte.

Mit hochgezogenen Schultern und der Tasse in der Hand drehte ich mich schließlich stocksteif zu ihm um. Elias hatte verwirrt eine Augenbraue hochgezogen und seine tiefgrünen Augen funkelten fragend und verwirrt.

»Was, um Himmelswillen, hat ein Baseballschläger in eurem Bad zu suchen?«

Bei der Frage ging seine Stimme automatisch in die Höhe, sodass er piepste wie eine Oma, die Angst vor Mäusen hatte. Als er demonstrativ

den Baseballschläger hoch ob und ihn ein Stückchen von sich weg hielt, verzog er das Gesicht, so als hätte der Schläger eine tödliche Krankheit. Augenblicklich musste ich lachen. Ich war mir sicher, dass ich diesen Blick niemals in meinem Leben vergessen würde.

Elias sah hilflos aus, so wie er da in meiner Küche stand, mit dem alten Baseballschläger in der Hand, obwohl ich absolut nicht verstand, was er daran so schlimm fand.

»Baby bitte, ich komm mir vor wie der letzte Idiot.«

Meine kalten Finger klammerten sich an die Tasse und ich musste das Lachen herunter schlucken, um ihm antworten zu können.

»Du bist ja auch ein Idiot«, verkündete ich und stellte triumphierend meine Tasse weg.

»Stell dir vor, du bist im Badezimmer und plötzlich kommen ein paar Einbrecher vorbei. Was machst du dann?«

Mit einer hochgezogenen Augenbraue sah er mich an.

»Ich wehre mich? Oder besser noch, ich ruf die Bullerei.«

»Sagen wir mal, die haben ganz plötzlich keine Zeit«, entgegnete ich trocken. »Dann musst du ja irgendwie kämpfen, oder?« Mit einem Mal war die Wut wie weggeblasen. Der Sturm in meiner Brust hatte sich endlich gelegt.

»Und dafür ist das Ding da?«, schlussfolgerte er und wedelte mit dem Baseballschläger unbeholfen umher. Langsam nickte ich. Ich erinnerte mich daran, wie Caroline und ich immer im Garten damit gespielt hatten. Sie hatte in den Griff sogar unsere Anfangsbuchstaben geritzt.

»Dir ist aber klar«, riss Elias mich aus meinen Erinnerungen, »dass die Einbrecher vermutlich nicht durchs Badezimmerfenster spaziert kommen, oder?«

Weil ich nicht wusste, was ich darauf antworten sollte, zuckte ich nur mit den Schultern.

»Wenigstens habe ich etwas, mit dem ich mich wehren kann. Falls tatsächlich mal etwas passiert.«

Mit einer geschmeidigen Bewegung zog Elias sich an der Theke hoch und setzte sich auf die Arbeitsplatte. Vorsichtig strichen seine Finger über das Holz, andächtig, sodass ich wieder das Gefühl bekam, als wolle er sich jedes noch so kleine Detail merken.

»Was soll denn schon passieren?«, fragte er und blickte mich fragend an. Gedankenverloren rührte ich in meiner Tasse, starrte auf den schwarzen Kaffee, der unendlich tief aussah, so tief wie das Meer oder ein schwarzes Loch.

»Hast du noch nie ´nen Tatort oder so gesehen?«, fragte ich und sah interessiert auf. »Da passiert doch sowas auch ständig. Ins Haus irgendwelcher reichen Leute wird eingebrochen und die Tochter umgebracht, um den Vater unter Druck zu setzen. Wer weiß, in was für Machenschaften meine Eltern alles verstrickt sind. Hinterher hat das noch zur Folge, dass ich noch entführt werde, oder so. Dann ist es doch besser, etwas zum Wehren zu haben, oder?«

Skeptisch musterte Elias mich. Für einen kurzen Moment hatte sich eine todernste Maske über sein Gesicht gelegt, sodass ich mich fragte, ob ich irgendetwas Falsches gesagt hatte. Doch dann prustete er aus voller Kehle los.

»Entführen? Dich entführen?«, lachte er und schob wieder seine Zunge zwischen die Zähne. »Jeder Entführer würde dich freiwillig nach höchstens einer halben Stunde wieder zurückbringen, so tollpatschig und merkwürdig, wie du bist, Baby.«

Perplex und mit offenem Mund starrte ich ihn an. Vor Schreck und purer Fassungslosigkeit ließen meine Finger die Tasse los. Beinahe in Zeitlupe fiel sie immer weiter dem Parkett entgegen, donnerte mit einem lauten Kreischen auf den Boden und zersprang in hunderter kleiner Scherben, die in der Kaffeelache liegen blieben. Bewegungslos. Tod.

So wie ein weiteres Stück meiner Seele.

Menschen wissen nicht, was ihre Worte in einem auslösen können. Sie begreifen einfach nicht, dass für einige, durch ihre dummen Kommentare, die Welt untergehen könnte. Sie verstehen nicht, dass es einen zerstören kann. Doch ich hatte gedacht, dass Elias das wüsste. Offenbar hatte ich mich darin geirrt. So wie in vielem.

In meiner Kehle bildete sich ein faustdicker Kloß, der mir die Luft abschnitt und mir die Tränen in die Augen trieb. Der Schmerz war fies und grauenvoll, es fühlte sich an, als ob mir jemand mit einem Messer den Arm aufschlitzen würde. So stellte ich es mir zumindest vor. Nur war es schlimmer. Viel, viel schlimmer.

Langsam zog ich meine Schultern hoch, um mich ganz klein zu machen. Irgendwie fühlte ich mich verraten von ihm, verletzt und eingeschüchtert. Mit einem Mal war er wieder der unsympathische Bad Boy und nicht mehr der verstehende, hilfsbereite Junge, in dessen Gegenwart ich mich sofort wohl fühlte. Es verblüffte mich, wie schnell eine Situation umschwingen konnte. In der einen Sekunde lachte man noch und in der anderen wollte man dem anderen am Liebsten eine klatschen.

Unbeholfen senkte ich den Blick auf meine Tassenleiche und kniete mich vorsichtig neben die Kaffeepfütze. Hastig klaubte ich die Scherben vom Boden auf, soweit es mir mit meinen zitternden Fingern möglich war. Doch ich ließ sie immer wieder fallen, bis sich die Tränen vor meine Augen schoben und mir die Sicht nahmen. Mir war kalt. Unbeschreiblich kalt. Als hätte Elias mich nach draußen in den Sturm gestellt, wo ich von dem Regen durchnässt und vom Wind verweht wurde. Erst jetzt bemerkte ich, dass mir meine nassen Haare noch immer im Gesicht klebten und der Regen an meinen Wangen herabrannte.

Eine plötzliche Bewegung aus dem Augenwinkel ließ mich inne halten. Und mit einem Mal waren da Elias Hände, die nach meinen Handgelenken griffen und sie festhielten. Vorsichtig nahm er mir eine Scherbe aus der Hand und deutete auf einen Schnitt in meiner Haut, aus dem ein kleines Rinnsal Blut hervor quoll.

»Hope?«, fragte er mit ruhiger Stimme. Die Wärme, die von ihm ausging, beruhigte mich, genauso wie der Geruch nach Zitroneneistee, der immer noch in seiner Jacke hing.

»Hab ich irgendetwas gesagt, das nicht in Ordnung war?« Unbeholfen nickte ich. Dabei fühlte ich mich wie ein kleines, hilfloses Kind, das seinen Willen nicht bekam.

»War es das mit dem Merkwürdig sein?«

Wieder konnte ich ihm nur ein Nicken schenken und spürte, wie meine Augen wieder heiß wurden und sich die kleinen, salzigen Tropfen aus meinen Augenwinkeln schälten. Vorsichtig strich Elias die Träne weg. Seine Berührung kribbelte und füllte mich mit Wärme.

»Weißt du«, flüsterte er freundlich, »das war gar nicht böse gemeint, Baby. Wenn ich es genau nehmen soll, war das sogar ein Kompliment.«

Finster starrte ich ihn an. Sein Verhalten schüttelte die kleinen Seelenfetzen in meinem Inneren einmal durcheinander, wobei sie gegen die offenen Wunden prallten.

»Wie soll das denn bitteschön ein Kompliment sein?«, schluchzte ich heiser. »Merkwürdig ist schlecht.«

Doch Elias schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

»Das kommt ganz auf die Merkwürdigkeit an«, sagte er stolz. »Jeder Mensch ist auf seine Art merkwürdig. Das macht uns doch so besonders und unterschiedlich, oder nicht?«

Der Griff um meine Handgelenke verstärkte sich und vorsichtig zog er mich über die Tassenleiche hinweg zu sich herüber. Meine Arme legte er sich um den Hals, seine Finger strichen vorsichtig über meinen Rücken.

Kreisende, gleichmäßige, beruhigende Bewegungen. Unsere stumme Umarmung spendete mir Trost und Geborgenheit und so fing ich an, mein Bild von Elias mal wieder zu ändern. Wie von selbst schlichen sich die Tränen zurück in meine Augen und ich heulte stille Tränen in seinen dunklen Pulli.

»Hey Hope«, flüsterte er in mein Ohr. Dabei schien es mir, als würden seine Worte mich wieder streifen, mich berühren. »Ich mag deine Merkwürdigkeit. Ich finde sie toll. Und, am wichtigsten, ich finde dich wirklich toll.«

Ruckartig löste ich mich von ihm, als stünde er unter Strom und hätte mir einen gehörigen Schlag verpasst.

»Wie bitte?«, hauchte ich und biss mir auf die Zunge. So sehr ich mich auch dafür hasste: Ich musste das jetzt einfach wissen. »Du findest mich toll?«

Amüsiert lächelte er. »Ich finde dich sogar sehr toll, Baby«, meinte er und strich mir eine verirrte Haarsträhne aus dem Gesicht. Dabei hinterließ seine Berührung ein zartes, federleichtes Kribbeln auf meiner Wange.

»Du bist anders. Du bist du selbst und das finde ich ziemlich beeindruckend.«

Perplex blinzelte ich in das grüne Glitzern seiner Augen und versuchte, seine Worte irgendwie zu sortieren.

»Sag mal Hope«, meinte er schließlich einige Sekunden später und biss sich auf die Lippe. Damit sah er unglaublich süß aus. Und irgendwie verlegen. »Hast du morgen Abend eigentlich schon was vor?«

Verständnislos sah ich ihn an. Plötzlich ging mir das alles irgendwie viel zu schnell und ich wich ein paar Zentimeter vor ihm zurück.

»Wie bitte?«, hauchte ich und spürte, wie ich unter meinem erhitzten Gesicht rot wurde. Elias lächelte und hob vorsichtig eine Hand an meine Wange. Bedächtig strich er über meine Haut, hinterließ ein sanftes, feuriges Prickeln.

Augenblicklich war die Hoffnung wieder da.

Und die Wut.

Auf mich selbst.

»Wieso fragst du?«, hauchte ich hoffnungsvoll in die mittlerweile dämmerige Küche hinein. Allmählich begann diese kniende Position ungemütlich zu werden. Beschämt senkte ich den Blick und starrte auf meine Tassenleiche.

»Also ist das ein Ja?«

Mit zitternden Fingern schob ich einige Scherben in der Kaffeelache umher. Wenn ich ja sagte, dann würde die Hoffnung mein ständiger Begleiter sein. Sagte ich nein, dann würde Elias, der mir das merkwürdigste Kompliment von allen meinen bisher erhaltenen Komplimenten gemacht hatte, wahrscheinlich nie wieder ein Wort mit mir wechseln.

Ich wusste nicht, was ich weniger wollte.

Ständig auf das sowieso nie erscheinende Glück zu hoffen oder Elias' Gegenwart missen zu müssen. Und das, wo es sich so gut anfühlte, neben ihm über einem Scherbenhaufen zu knien. Wo ich mich das erste Mal so richtig verstanden und geborgen fühlte, obwohl ich ihn doch gar nicht kannte.

Gerade wollte ich zu einem leisen *Ja* ansetzen, als er mir ins Wort fiel.

»Gut, dann bin ich morgen Abend um acht bei dir. Tu mir den Gefallen und zieh dir was Warmes an, abends wird's allmählich kalt draußen.«

Sprachlos blickte ich ihn an, während er mit einem verschmitzten Grinsen auf mich herab schaute und nach meinen Händen griff, um mich vom Boden hochzuziehen. Ich fühlte mich, als würde ich in einer Blase sitzen. Meiner rettenden, tauben Blase, die alle Gefühle fernhielt. Ich wusste, dass die Schmetterlinge, wie alle sie nannten, bald fröhlich in meinem Bauch umherflattern würden. Ich wusste auch, dass ich das erste Mal seit Monaten wieder glücklich war. Doch ich spürte es nicht. Der rettende Schutzpanzer der Blase bewahrte mich vor der Qual dieses Schwerelosigkeit-Gefühls.

Noch.

»Schwester Hope«, durchschnitt da plötzlich Elias' alarmierende Stimme die Kaffeeluft, »ich brauche hier einen Defibrillator, wir müssen den Patienten wiederbeleben, er hat einen Herzstillstand!«

Hastig sammelte er die Scherben der Tassenleiche vom Boden auf. Lachend sank ich gegen einen der Küchenschränke.

»Sicher, dass nicht jede Rettung zu spät ist, Doktor?«, kicherte ich wie ein kleines Schulmädchen und grinste ihn freudestrahlend an wie eine Schildkröte auf Ecstasy. Elias blickte mich überrascht an.

»Ist was?«

Sofort war die Unbeschwertheit wie weggeblasen und die Seifenblase um mich herum platzte geräuschvoll, so als hätte man sie mit einer Nadel zerstoßen.

Der Nadel der Realität.

»Du hast da noch ein paar Buchstaben auf der Wange. Von der Zeitung.«



Ich beschloss, meinen Eltern vorerst nichts von dem Treffen mit Elias zu erzählen. Das bedeutete, dass ich es dann beim Mittagessen tun musste, wenn sie noch nicht so gestresst und einen zwölf Stunden Tag hinter sich hatten. Das hätte sowieso nichts gebracht. Sie verstanden mich nicht, hätten dagegen an geredet. Eigentlich wollten sie nur, dass ich zuhause blieb, mich in mein Zimmer verzog und verkümmerte. Seit Carolines Tod waren sie unausstehlich. Auch, wenn ich noch nie ein sonderlich gutes Verhältnis zu ihnen gehabt hatte, so wurde es noch schlimmer, seit dem ich Tag für Tag in meinem Zimmer hocken durfte.

Elias hatte mir gezeigt, was es hieß, glücklich zu sein. Ganz egal, was für ein Päckchen man mit sich herum trug. Ich wusste nicht genau, warum Elias zu Evke musste, aber was immer der Grund dafür war: Er schien damit klar zu kommen. Und zwar ganz anders, als ich es tat. Natürlich, jeder ging anders mit seinen Problemen um, aber bei Elias sah es so federleicht aus. Gestern Abend war ich das erste Mal seit langem wieder abgelenkt und irgendwie *ich* gewesen. Unbeschwert. Für einen kurzen Moment hatte ich mich wie in einer typischen und total unrealistischen Lovestory gefühlt, wo alles beinahe perfekt und romantisch gewesen war. Und, viel wichtiger, ich hatte mich so normal wie vor Carolines Tod gefühlt.

Ich nahm mir vor, dass das hier, dieses mit Elias, das zwischen uns, meine Lovestory werden würde. Ganz egal, ob ich ihn verdiente oder nicht.

Er gab mir Zucker. Machte mich lebendig.

»Hope!«, riss mich die schrille Stimme meiner Mutter aus meinen Gedanken. Ich war versucht zu schreien, dass ich keinen Hunger hatte, aber das würde sie geflissentlich überhören. Grimmig sprang ich von meinem Bett und polterte die Treppe herunter. In der Küche roch es nach ekligem Blumenkohl. Am liebsten wäre ich auf dem Absatz wieder umgedreht.

Ich hasste gekochtes Gemüse und, noch viel wichtiger, ich hasste es, mit meinen Eltern an einem Tisch sitzen zu müssen!

»Hope, setz dich bitte«, schnauzte mein Vater und faltete bedächtig seine Zeitung wieder zusammen. Sein bereits grau meliertes Haar hatte er streng zurückgekämmt und seine Krawatte hing locker um seinen Hals herum.